

Ad marginem

Anomalistische Randnotizen zur Literatur (III)

GERD H. HÖVELMANN UND FRANZ SIEPE¹

Redaktionelle Vorbemerkung: Es gibt im deutschen Sprachraum keine andere Zeitschrift, in der neu erschienene Bücher aus dem Themenkreis der Anomalistik in vergleichbarer Zahl und ähnlich umfangreich und kompetent besprochen werden, wie in der *Zeitschrift für Anomalistik*. In Ergänzung zum regulären Rezensionsteil werden in dieser zusätzlichen, unregelmäßig erscheinenden Rubrik außerdem Bücher kurz vorgestellt und diskutiert, die sich zwar nicht unmittelbar mit der Anomalienforschung oder einem ihrer Teilbereiche befassen, die für den verzweigten transdisziplinären Kontext der Anomalistik jedoch potentiell von Belang sind – etwa weil sie ideen-, begriffs- oder kulturgeschichtliche Hintergründe wissenschaftlichen Arbeitens beleuchten, weil sie allgemein methodologische, historische, soziologische, wissenschaftstheoretische oder wissenschaftspraktische Erwägungen anstellen, die für die Anomalistik und ihre Verortung im Wissenschaftsdiskurs aufschlussreich sind oder es werden könnten, oder weil sie in irgendeiner anderen Weise zur Beurteilung, Gewichtung oder Erklärung von Anomalien beizutragen vermögen. Ebenso an dieser Stelle kurz besprochen werden gegebenenfalls auch Bücher, die zwar anomalistische Themen im engeren Sinne aufgreifen, die aber aus den verschiedensten Gründen in der *Zeitschrift für Anomalistik* nicht Gegenstand eingehender Rezensionen werden können oder sollen. Leser sind gerne eingeladen, geeignete Bände für künftige Folgen dieser Rubrik vorzuschlagen oder der Redaktion selbst entsprechende Kurzbesprechungen zur etwaigen Veröffentlichung einzureichen (Hinweise oder Vorlagen bitte direkt an redaktion@anomalistik.de).

1 Gerd H. Hövelmann, M.A., studierte Philosophie, Linguistik, Literaturwissenschaft und Psychologie, war von 1984 bis 1993 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Philosophie der Universität Marburg und ist seither selbständig. Er ist der Redaktionsleiter der *Zeitschrift für Anomalistik*. Franz Siepe studierte Germanistik, Politik und Philosophie an der Universität Marburg. Seit 1986 ist er als freiberuflicher Sprachberater tätig, seit 1998 außerdem als freier Autor und Publizist mit Schwerpunkten auf kultur- und literaturgeschichtlichen Themen.

Daniel Jütte

Das Zeitalter des Geheimnisses

Juden, Christen und die Ökonomie des Geheimen (1400-1800)

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2011 (²2012)

ISBN: 978-3-525-30027-5, 420 Seiten, € 54,95

So sehr war in früheren Zeiten das Bild des Juden mit dem Gedanken an „Geheimniskrämerei“ verbunden, dass manche sogar glaubten, Aristoteles sei ein Jude gewesen, weil man in ihm den Verfasser der populären Schrift „Secretum secretorum“ wähnte. Daniel Jütte hat nun ein weithin beachtetes Buch über Juden als Akteure innerhalb der frühneuzeitlich europaweit florierenden „Ökonomie des Geheimen“ vorgelegt. Wie kam es dazu, dass Juden – mehr als die Forschung bislang dachte – in Alchemie verweben waren?

Wieso war diese minoritäre Gruppe disponiert, in Gesellschaften, in denen Produktion und Distribution geheimen Wissens einen veritablen Wirtschaftszweig bildeten, unter den *professori de' secreti* überproportional repräsentiert zu sein? War es am Ende lediglich ein aus christlichem Antijudaismus erwachsener Verdacht, der hinter den der Kabbala Kundigen auch sonst allerlei Mysteriöses witterte? Oder lässt sich de facto, jenseits aller Projektionen, von einer speziell jüdischen „Arkankompetenz“ sprechen? Existiert eine Verbindung zwischen „Magie und einer Reihe weiterer divinatorischer Praktiken“ einerseits und jüdischer Religion andererseits?

Fest steht, dass einige von Juden bevorzugt betriebene Berufe – vom Juwelier bis zum Viehhändler – Geheimsprachen entwickelten, wodurch sie *nolens volens* in den Ruf von Verwaltern von Geheimnissen gerieten. Tatsache ist aber auch, dass es jüdischen „Ökonomen des Geheimen“ gelang, auf dem Wege des Handels mit geheimen Dingen in den Dunstkreis der Mächtigen einzutreten und auf diese Weise Einfluss zu gewinnen. All diesen Fragen und Sachverhalten geht Jütte mit Blick fürs Kleine ebenso wie fürs Große nach. Am Ende des ausgezeichnet lesbaren Buches, dessen Schlusskapitel auch eine hoch gescheite wissenschaftshistorische Analyse enthält, ist zu konstatieren, dass mit dem 19. Jahrhundert das Geheimnis seinen „kosmologischen Status“ verlor. Dennoch: „Niemand wird behaupten können, die Gegenwart habe gänzlich verlernt, sich des Geheimnisses zu bedienen. Abhanden gekommen ist allerdings seit dem 19. Jahrhundert der kunstvolle Umgang mit dem Geheimnis.“

Der Autor erhielt für seine hier in Buchform vorliegende Dissertation den Bruno-Heck-Wissenschaftspreis der Konrad-Adenauer-Stiftung sowie den Promotionspreis der European Society for the Study of Western Esotericism (ESSWE). (FS)

Christoph Stiegemann, Bernd Schmies und Hans-Dieter Heimann (Eds.)

Franziskus. Licht aus Assisi

Katalog zur Ausstellung im Erzbischöflichen Diözesanmuseum und im Franziskanerkloster Paderborn (9.12.2011–6.5.2012)

München: Hirmer, 2011

ISBN: 978-3-7774-4081-1, 448 Seiten, € 39,90

Vom 9. Dezember 2011 bis zum 6. Mai 2012 wurde im Diözesanmuseum Paderborn und im dortigen Franziskanerkloster die Ausstellung „Franziskus. Licht aus Assisi“ gezeigt. Das Ausstellungsplakat wie auch der Vorderumschlag des reichhaltig betexteten und vorzüglich illustrierten Katalogs aus dem Hirmer-Verlag zeigen ein Fresko (um 1320) aus der Unterkirche der Basilika San Francesco in Assisi: „Die Begegnung des hl. Franz mit Frau Armut“. Die rechte Hand des Heiligen, die er der geliebten Armut zur – von Christus besiegelten – Liebesverbindung reicht, trägt ein rotes Mal wie eine Nagelwunde, die er als Zeichen der Imitatio Christi auf dem Berg La Verna zwei Jahre vor seinem Tod empfing.

Armut und Stigmatisation: Die Paderborner Ausstellung verzichtete darauf, aus dem Wunderbericht, demzufolge sich die Wunden des Gekreuzigten auf den Leib Franziskus', des Prototypen des stigmatisierten Menschen, übertrugen, etwas Anomalistisch-Esoterisches herauszugestalten. Zwar kam man auch in Paderborn nicht umhin, Illustrationen aufzubieten, welche die Christus-Wunden des Armutsheiligen bekunden; doch ging die Gesamttendenz unverkennbar in Richtung einer caritativ orientierten Pragmatisierung des mittelalterlichen Wunders: Seit ihrem Beginn sieht sich die franziskanische Bewegung im Auftrag der Solidarität mit den sozial und existentiell Stigmatisierten; mit den Aussätzigen, Obdachlosen, Kranken, Gefangenen und sonstwie Ausgeschlossenen. „Anomal“, so will es scheinen, ist bestenfalls die Tatsache, dass es Menschen mit solcher Menschenliebe gibt.

Es bleibt ein unergründliches Mysterium, wie es dem „Poverello“ aus Assisi gelingen konnte, eine die Jahrhunderte durchhaltende Bewegung zu initiieren, die auch heute nicht nachlässt. Auf dem Weg nach Paderborn saß ein Benediktinerpater neben mir auf dem Beifahrersitz. Als gelernter Naturwissenschaftler und kritischer Neutestamentler zweifelte er daran, dass Christus so, wie man es üblicherweise darstellt, ans Kreuz genagelt wurde; eigentlich hätten die Nägel nicht in der Handinnenfläche, sondern hinterm Handgelenk eingeschlagen sein müssen, damit der malträtierte Körper überhaupt am Kreuz hängen kann. „Ach“, sagte er, „von diesen Stigmatisierungsgeschichten halte ich nicht viel.“ Aber dass eine Frau wie die heilige Elisabeth in der Nachfolge des Franziskus ihr privilegiertes Leben aufgab, um die Not der Leidenden zu lindern, dieses Wunder berührte auch ihn. (FS)

Nigel Rodgers und Mel Thompson

Philosophen wie wir. Große Denker menschlich betrachtet

Berlin: Rogner & Bernhard, 2007

ISBN: 978-3-8077-1029-7, 319 Seiten, € 19,90

Wollte man wohlwollend urteilen – aber wollen wir das? –, dann könnte man sagen, das Ganze sei eine Spur überflüssig. Je länger und weiter wir uns in diesem Buch voran bewegen, um so geringer wird aber, zugegeben, die Neigung zu einer konziliannten Betrachtung.

Von den einen bewundert, von anderen eher bemitleidet, von Dritten allenfalls für entbehrlich gehalten, fristen professionelle Philosophen ein eigentümliches, zuweilen prekäres Dasein. Meist nur von ihresgleichen und von deren Studenten gelesen (sieht man von Marx oder Nietzsche, von Sartre oder Feyerabend ab), wähnen viele die Philosophen ansonsten auf dem Dachboden des Elfenbeinturmes zu Hause, auf dem sie, nicht so ganz von dieser Welt, sich einzig einem in jeder Hinsicht vernünftigen Dasein verpflichtet haben. Aus eben dieser luftigen Höhe wollen die britischen Autoren Nigel Rodgers und Mel Thompson diese Denker, wenigstens acht von ihnen, wieder nach unten holen. Und zwar nach ganz unten.

Philosophers Behaving Badly heißt der englische Originaltitel dieses Buchs – und so erfahren wir über Rousseau und Schopenhauer, über Nietzsche und Russell, über Wittgenstein und Heidegger, über Sarte und Foucault allerhand, darunter mancherlei Unappetitliches, ohne dessen Kenntnis wir auch weiterhin prächtig ausgekommen wären. Dass Rousseau, der Kinderfreund und Theoretiker der Elternschaft, seine eigenen fünf Kinder allesamt in Findelheimen abtut (man muss wohl sagen: entsorgt), wo die meisten von ihnen starben, dass Schopenhauer nicht zuletzt als Choleriker und Soziopath in Erinnerung ist, dass es sehr viel Allzumenschliches in Nietzsches Leben gab und dass Wittgenstein als Menschenschinder noch umgänglicher beschrieben ist² – all dies kann ja nur für diejenigen von Belang und von Interesse sein, die bisher der seltsamen, durch nichts gerechtfertigten Unterstellung aufgesessen sind, besondere Intelligenz, bisweilen Genialität, gehe zwangsläufig mit beispielhafter sozialer Kompetenz, mit vorzüglichen Umgangsformen oder mit einer Menschenfreundlichkeit einher, die diejenige Mutter Therasas in den Schatten stelle.

Dabei hatten wir doch mit Wilhelm Weischedel bereits einen, der die Denkgelehrten und deren Lebenswelt über die „philosophische Hintertreppe“ ausspähte (Weischedel, 1966) – und zwar gleich 32 von ihnen, nicht bloß 8, unter ihnen außer Sartre und Foucault alle jene, denen auch die beiden Engländer jetzt ihre fragwürdige Aufmerksamkeit schenken. Nun hatte sich Weischedel, ein Mann mit Stil – und schon in dieser Hinsicht ganz anders gestrickt als unsere beiden pfaffenhaften britischen Autoren, von denen der zweite selbst Philosophie lehrt, wäh-

2 Ausführlicher, klüger und weniger moralinsauer haben schon Edmonds & Eidinow (2003) Vergleichbares über Ludwig Wittgenstein berichtet – und schon deren „Ermittlung“ haben wir seinerzeit für entbehrlich gehalten.

rend der erste sich als Historiker vorstellt – zwar über die Hintertreppe eingeschlichen, sich dann aber kaum oder gar nicht mit voyeuristischen Blicken durch Schlüssellöcher und Türspalte aufgehalten, sondern sich gleich zügigen Schritts in die guten Stuben begeben. Rodgers und Thompson hingegen kommen gar nicht mehr raus aus den Boudoirs und Toiletten, den Schlafzimmern und den Schmutzdeckeln. Der peinliche Voyeurismus und die aufdringliche Paparazzo-Gesinnung der Autoren werden durch ihr unablässiges, näselndes Moralisieren nur noch unerträglicher. Das lässliche Reden über Personen anstelle des klugen Streitens über Argumente hat ja auch in der Geschichte der Anomalistik eine problematische Tradition. So wie unsere beiden britischen Autoren führt man jedenfalls keinen gelehrten Diskurs, auch keinen Diskurs über Gelehrte. Dieses Buch ist leider von der ersten bis zur letzten Seite philosophisch praktisch argumentfrei und ausschließlich *ad hominem* unterwegs; und keiner der Betroffenen kann sich noch wehren.

Und so merkt man bei den beiden Briten schnell: Sie schreiben zwar *über* Philosophen, aber nicht *für* solche, sondern für eine medienkonditionierte Klientel, die derart klebrigen Klatsch und Tratsch zu goutieren weiß, der ihnen glaubhaft macht, dass diejenigen, die klüger sind als sie, darum noch nicht unbedingt die besseren Menschen sein müssen. Wer diese Form der Selbstvergewisserung nötig hat, der mag dieses Buch lesen. Alle anderen können es sich sparen und wären, sofern ihnen an Gedachtem mehr gelegen ist als an Gemachtem, mit Karl Jaspers' *Großen Philosophen* (Jaspers, 1957) allemal besser bedient. (GHH)

Literatur

- Edmonds, D.J., & Eidinow, J.A. (2003). *Wie Ludwig Wittgenstein Karl Popper mit dem Feuerhaken drohte. Eine Ermittlung*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Jaspers, K. (1957). *Die großen Philosophen*. München: Piper.
- Weischedel, W. (1966). *Die philosophische Hintertreppe*. München: Nymphenburger Verlagshandlung.

Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland GmbH, Bonn (Ed.)

Narren. Künstler. Heilige. Lob der Torheit

Katalog zur Ausstellung in der Bundeskunsthalle (31.8.-2.12.2012)

Berlin: Nicolaische Verlagsbuchhandlung, 2012

ISBN: 978-3-89479-755-3 (Museumsausgabe), 224 Seiten, € 29,00

ISBN: 978-3-89479-756-0 (Buchhandelsausgabe), 224 Seiten, € 49,95

Dieser Ausstellungskatalog ist vorzüglich, und zwar was Auswahl und Qualität sowohl der 177 Abbildungen und Objektbeschreibungen (Masken, Amulette, Trommeln, Fetische, Kostüme

etc.) als auch der 21 – aus dem Französischen übersetzten – Essays angeht. Wer allerdings in den Literaturangaben nach deutsch- oder englischsprachigen Quellen sucht, wird enttäuscht.

Die von Jean de Loisy kuratierte Ausstellung war zuvor in Paris zu sehen und basiert im wesentlichen auf den Erkenntnissen, die der Ethnologe Bertrand Hell in seinem Buch *Possession et Chamanisme. Les Maîtres du désordre* (Hell, 1999) dargelegt hatte. Hell selbst steuert zu diesem Katalog vier bewundernswert klar auf den Punkt kommende Aufsätze bei. Sie entfalten, wie auch die anderen Beiträge, die Kernthese, derzufolge die – in allen Kulturen exzentrisch beheimateten und auch in der im engeren Sinne anomalistischen Fachliteratur ausführlich behandelten (etwa Müller, 1981; Hansen, 2001) – „Trickster“, die titelgebenden „Narren, Künstler, Heilige[n]“, eine immens kulturbewahrende und -fördernde Funktion haben, indem sie zwischen den ubiquitären Polen von Ordnung und Unordnung vermitteln. Dazu müssen diese Schamanen, die „Querköpfe, heilige Clowns, Narren Gottes oder rituelle Wahnsinnige genannt[en]“ Figuren selbst die sozialen Ordnungsstrukturen verletzen, um in die nächtliche Sphäre hinübergehen zu können. „Diese Mächte der Unordnung, die letzten Endes doch zugunsten der göttlichen Ordnung wirken und die Existenz des Menschen beleben, wandeln und irren durch die Welten. Listenreich und stets unberechenbar, mischen sie die Karten des Menschen immer wieder neu und wirbeln die Lebensläufe durcheinander“, schreibt Nanette Jacomijn Snoep (S. 15) in ihrem Essay „Sachverständige der Monsterwelt“.

Obschon die „Meister der Unordnung“ den Ernst des Alltäglichen durch ihr Lachen erschüttern, eignet ihren Ritualen ein auf handgreifliche Wirksamkeit abzielender „Pragmatismus“ (S. 43), welcher auf „den Menschen in seiner Ganzheit“ abzielt, den aber zu erfassen, so Jean de Loisy, „die Vernunft nicht hinreicht“ (S. 10).

Bezüglich der unüberwindlichen Schwierigkeiten, den „Geheimnissen“ der Initiierten ethnologisch auf die Spur zu kommen, zitiert Hell einen gewissen Gordon R. Watson: „Die Leute lassen sich in zwei Kategorien einteilen: Die einen haben den Pilz ausprobiert und sind durch den subjektiven Charakter ihrer Erfahrungen disqualifiziert, die anderen haben ihn nicht genommen und sind durch ihre vollständige Unwissenheit über den Gegenstand disqualifiziert.“ (S. 70)

So, wie es derzeit unter Ausstellungsmachern jedweder Provenienz en vogue ist, Altes mit Neuem oder Fremdes mit Eigenem zu konfrontieren, werden hier den völker- und religionskundlichen Exponaten Werke moderner und zeitgenössischer Künstler zugesellt. Joseph Beuys etwa, ohne Hut, aber mit honig- und blattgoldverziertem Haupt, erklärt auf einem Video von 1965 einem toten Hasen die Bedeutung von Kunstwerken und tritt so „in Verbindung zur unterirdischen Welt“ (S. 51). – Einer der Aufsätze steht unter dem Motto einer Sentenz Salvador Dalís: „Der einzige Unterschied zwischen einem Verrückten und mir besteht darin, dass ich nicht verrückt bin.“ (S. 189) Wie schön, dass wir die Trickster haben! (FS)

Literatur

Hansen, G.P. (2001). *The Trickster and the Paranormal*. Philadelphia, PA: Xlibris.

Hell, B. (1999). *Possession et Chamanisme. Les Maîtres du désordre*. Paris: Flammarion.

Müller, L. (1981). Psi und der Archetyp des Tricksters. *Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie*, 23, 165-181.

Daniel Arasse

Bildnisse des Teufels

Mit einem Essay von Georges Bataille. Aus dem Französischen übersetzt und mit einer annotierten Bibliographie herausgegeben von G.H.H.

Berlin: Matthes & Seitz, 2012

ISBN: 978-3-88221-588-5, 135 Seiten, € 17,90

Etymologisch leitet der „Teufel“ sich her vom griechischen *diabolos*: „Entzweier, Verwirrer“; und verwirrend ist das Erscheinungsbild des hier zu besprechenden Büchleins in der Tat. Es beginnt schon mit dem rätselhaften Faktum des sich hinter dem Akronym G.H.H. verbergenden Herausgebers und Übersetzers³, über dessen Identität lediglich in Erfahrung zu bringen ist, dass er 2010 *Gedichte in zwei Sprachen* veröffentlicht hat und für den Hochroth-Verlag tätig ist. Nach allem, was diese Person in ihrer „Notiz zu den Texten“ und ihren – vielfach verwirrenden – Kommentaren zum – sehr verwirrenden – Literaturverzeichnis schreibt, steht zu vermuten, dass es sich um jemanden handelt, der in einem recht vertrauten Verhältnis zu Daniel Arasse (1944-2003) gestanden haben muss.

Arasse, renommierter französischer Kunsthistoriker, hatte 1989 einen längeren Aufsatz unter dem Titel „Le portrait du diable“ publiziert, der Vorlage für das nun von G.H.H. herausgebrachte, an sich optisch wie haptisch gefällige Buch ist. Indes war Arasses Essay zwischenzeitlich (2010) in einer französischen Neuausgabe erschienen, welche den ursprünglich nach akademischen Konventionen komponierten Text popularisierte, indem sie etwa Zitate, die der Autor im Anmerkungsapparat untergebracht hatte, in den Fließtext (re)integrierte. Diesem Prinzip folgt jetzt G.H.H. ganz konsequent und begründet sein Verfahren wie folgt: „Arasse [...] schrieb für Leser; nicht nur für ein Fachpublikum, sondern für jeden, der ihm bei seinen

3 Wir versichern hiermit nachdrücklich, dass „G.H.H.“, der Herausgeber des hier besprochenen Buches, nicht mit dessen Co-Rezensenten und dem Herausgeber der vorliegenden Zeitschrift identisch (oder auch nur flüchtigst bekannt) ist, der ebenfalls, so gerade in der aktuellen Rubrik, zuweilen das Namenskürzel GHH verwendet (und sich dies auch nicht verdrießen lässt).

neugierigen Erkundungen in die Zwischenwelt folgen wollte, die sich jenseits der Texte in den Bildern aufzut. Die Texte, die er für die erste Veröffentlichung in Anmerkungen ausgelagert hat, reichern die Argumentation an [...] und sind für sie immer wesentlich [...] [N]irgends wird Wissensmüll abgeladen [...]. Diese Texte wurden daher hier wieder in ihr Recht gesetzt, also wieder [...] in den Haupttext geholt, aus dem sie ausgeschnitten wurden.“

Sofern wir G.H.H.s Programm richtig verstehen, wird hier der Originaltext des Autors posthum „korrigiert“. Dies ist gewiss ein heikles Unterfangen, das sich eigentlich nur rechtfertigen ließe, wenn erwiesen wäre, dass die Ursprungsschrift gegen den Willen Arasses oder zumindest zu dessen Unbehagen entstanden ist. Das scheint aber nicht der Fall zu sein. Überdies erweckt die nunmehrige Textgestalt nicht eben einen wohlstrukturierten Eindruck. Auch fehlen einige der Abbildungen des Originals von 1989, was sicher kein Vorzug ist.

Rezeptionserschwerend wirkt sich aus, dass G.H.H.s Übersetzung nicht immer zu gefallen vermag. Lassen wir dahingestellt, ob „le portrait“ zwingend, wie G.H.H. postuliert, mit „Bildnis“ wiederzugeben ist. Auch die (eigens verteidigte, aber nicht einmal konsequent durchgehaltene) Übertragung von „monstre“ und „monstrueux“ nach „Ungeheuer“ resp. „ungeheuer“ ist mitunter eher störend als verständnisfördernd. Darüber hinaus sind auch übersetzungsunabhängige deutsche Sprachgebräuche nicht selten eigenwillig gesetzt, und sie verschenken unnütz semantische Nuancen wie jene zwischen „Worten“ und „Wörtern“. Der Limbus („Vorhölle“) steht italienisch als „Limbo“ da, und die Acedia („Herzensträgheit“) begegnet – ebenfalls italienisch – als „accidia“ und ist mitnichten unmittelbar dasselbe wie Melancholie. Kurz und gut: Die herausgeberischen und übersetzerischen Leistungen scheinen uns nicht befriedigend.

Doch um was geht es eigentlich Daniel Arasse? Im Hauptsächlichen demonstriert sein Essay, wie der Teufel in Bildern der Renaissance mehr und mehr „menschliche“ Züge annimmt. War er im Mittelalter eine didaktisch und mnemotechnisch konzipierte Figur und, aus unterschiedlichen Bildtraditionen „zusammengesetzt“, in ihrer exotischen Monstrosität leicht zu identifizieren, so zeigt ihn Luca Signorellis Freskenmalerei in der Kathedrale von Orvieto als zwar weiterhin schreckliches, aber doch primär anthropomorphes Un-Wesen. Ausschlaggebend für diese Metamorphose war ein Bedingungsgefüge aus inner- und außerästhetischen Momenten. Innerästhetisch wurde das mittelalterliche Teufelsbild im Zuge des Voranschreitens der Renaissancekunst zusehends marginalisiert, d.h. an die Bildränder gerückt: als „Groteskenderkor“. Außerästhetisch gab der humanistische Diskurs Impulse: Der alte Teufel verlor seine religionsverbürgte Statur, während das Humanum in seiner anthropologisch-metaphysischen Doppelgesichtigkeit erkannt wurde. Der Mensch, so Pico della Mirandola, hat die Anlage, sich zum Göttlichen hin zu veredeln, aber auch die, zum Diabolischen hin zu verkommen. Das Diabolische mutierte also zu einer „menschlichen“ Eigenschaft; und so konnten diabolische Physiognomien teuflisch böse Personen kennzeichnen, wie sie uns später in Cesare Lombrosos Fotografien entstellter und verbrecherischer Individuen entgegentreten.

Wie manches andere am und im besprochenen Band ist rätselhaft, warum G.H.H. Georges Batailles Essay „Masken“ dem Text von Arasse beifügt hat, zumal er nach eigenem Bekunden des Herausgebers eigentlich „nichts zur Sache“ (S. 82) tut. Vielleicht dürfen wir dennoch

abschließend aus Batailles „Masken“ zitieren: „Was sich im Einvernehmen der *offenen* Gesichter mitteilt, das ist die beruhigende Standfestigkeit der Ordnung, die auf gerodetem Boden zwischen den Menschen eingesetzt wurde. Wenn das Gesicht sich aber verschleißt und sich mit einer Maske verdeckt, gibt es keine Standfestigkeit und keinen Boden mehr.“

Was, wenn wir „G.H.H.“ als eine Maske verstünden? (*FS, GHH*)

Antje Boëtius und Henning Boëtius

Das dunkle Paradies. Die Entdeckung der Tiefsee

München: C. Bertelsmann, 2011

ISBN: 978-3-570-10052-3, 463 Seiten, € 24,99

Dieses Buch ist vielerorts hoch gelobt worden. Wenn ich nur verstünde, warum.

Während des letzten Jahrzehnts haben die Wissenschaften immer wieder zeigen können, und populäre Medien haben es uns mit eindrucksvollen Bildern anschaulich gemacht, dass Leben selbst unter den vermeintlich „lebensfeindlichsten“ Bedingungen entstehen, existieren und sich vermehren kann (eine instruktive Übersicht bieten Rothschild & Mancinelli, 2001): im ewigen Eis, in kochend heißen Quellen, gegebenenfalls auch (diese Befunde sind nicht unumstritten) in Meteoriten und – eben darum geht's hier – auf dem lichtfernen, extremen Druckverhältnissen ausgesetzten Boden der Tiefsee. Auch wenn es sich in keinem dieser Fälle um Lebensformen handelt, denen wir auch nur im Entferntesten in absehbarer Zeit eine höhere, gar eine intelligente Entwicklung zutrauen würden, so sind entsprechende Forschungen und ihre Funde doch auch unter anomalistischen Gesichtspunkten von Interesse, denn sie gewähren Hinweise darauf, mit welchen Sorten von Existenzweisen die Exobiologie und die Kryptozooologie unter welchen Bedingungen möglicherweise zu rechnen haben (Hövelmann, 2009).

Nun sind im Herbst 2010 die gespannt erwarteten Ergebnisse eines zehn Jahre währenden internationalen wissenschaftlichen Großprojekts, des sogenannten „Census of Marine Biology“ zur Erforschung des Lebens in der Tiefsee, veröffentlicht worden (Costello *et al.*, 2010). Darauf nimmt, wenn auch mit gewöhnungsbedürftigen Formulierungen und schiefen Bildern, auch der Klappentext des hier anzuzeigenden Buches Bezug: „Die kürzlich präsentierte Volkszählung der Tiere“, heißt es, „förderte Bilder erstaunlicher Mitbewohner insbesondere aus der Tiefsee zutage, jener *Terra incognita*, die zwei Drittel der Erde bedeckt und bis zu 11.000 Meter tief ist.“ Finster ist es da unten. Kein Sonnenlicht dringt jemals dorthin. Und wollen wir uns überhaupt eine Vorstellung von dieser Welt machen, die unserer Lebenswirklichkeit so weit entrückt scheint, dann sind wir auf kompetente Vermittlung angewiesen. Solche Kompetenz wollen wir den Autoren dieses Buches, dem Tochter-Vater-Duo Antje und Henning Boëtius,

vorab bereitwillig zugestehen. Immerhin: Die Tochter ist Meeresbiologin an der Universität Bremen, der Vater erfahrener Kriminalschriftsteller; an der erforderlichen wissenschaftlichen Kompetenz sollte es folglich ebenso wenig mangeln wie an darstellerischem Geschick. Was wir uns von der Präsentation erhoffen, scheint mithin klar: *Tiefseetiere*, möglichst solche, von denen wir bisher nichts wussten.

Aber weit gefehlt. Wer sich Erhellendes über das titelgebende „dunkle Paradies“ der Tiefsee erwartet, der ist von Beginn an auf falscher Fährte. Das ist freilich nicht die Schuld des oder der Betreffenden, sondern jene von Autoren und Verlag, die in der geschilderten Weise die Erwartungen befeuert haben. An diesen gemessen, kann man das Buch trotz seines beachtlichen, mehr als 450seitigen Umfangs nur als eine themenverfehlende Mogelpackung betrachten. Denn über die Tiefsee, insbesondere über ihre lichtscheue Tierwelt, erfährt der Leser wenig. Das Buch eröffnet mit einem literarischen Exkurs, einer imaginierten Tauchfahrt, in der u.a. Jules Verne und Homer das Wort erteilt wird; Kapitel zwei ist das wohl schon etwas ältere Forschungstagebuch der Tochter zu einem Projekt, das aber nicht der Erforschung von Tieren gewidmet war; als drittes Kapitel folgt eine Science-Fiction-Kurzgeschichte, die offenbar bei Vater Boëtius noch rumlag: Wasser ist von der Erde ganz verschwunden, und die Protagonisten besichtigen den trockenen Meeresboden. Daran schließen sich umfangreiche Proseminare über Geophysik, Hydrologie und Ozeanologie an, dazu mancherlei Marginales, das irgendwie mit Meer und Tiefsee zu tun hat.

Zu den sachlichen Enttäuschungen gesellen sich formale: Der Verweis auf Seite 141 „Siehe Seite 141“ führt buchstäblich nicht weit, die Anleitung „Siehe Seite XXX“ hingegen an beliebige Orte. Von besonderer Wichtigkeit (nur – weshalb hat sich mir noch nicht erschlossen) scheint die Information, dass Manganknollen um Haifischzähne herum entstehen – man findet sie auf Seite 171, danach nochmals auf Seite 188 und schließlich, damit's auch sitzt, abermals auf Seite 395. Lektorat verpennt? – Ach ja, und was ist mit den Tiefseetieren? Praktisch Fehlanzeige. (GHH)

Literatur

- Costello, M.J., Coll, M., Danovaro, R., Halpin, P., Ojaveer, H., & Miloslavich, P. (2010). A census of marine biodiversity knowledge, resources, and future challenges. *PLoS ONE* 5(8): e12110 [doi: 10.1371/journal.pone.0012110].
- Hövelmann, G.H. (2009). Mutmaßungen über Außerirdische. *Zeitschrift für Anomalistik*, 9, 168-199.
- Rothschild, L.J., & Mancinelli, R.L. (2001). Life in extreme environments. *Nature*, 409, 1092-1100.

Elke Dubbels

Figuren des Messianischen in Schriften deutsch-jüdischer Intellektueller 1900-1933

Berlin & Boston, MA: Walter de Gruyter, 2011

ISBN: 978-3-11-025823-3, 454 Seiten, € 99,95

Wie Gerd H. Hövelmann angemerkt hat, ist unter heutigen Historikern die Neigung verbreitet, ihre (geschichts-)ontologische „Verzagtheit“ mit der selbstexkulpierenden Formel zu legitimieren, „gar nicht mehr wissen zu können, was Sache ist“⁴ (Hövelmann, 2010: 219). Nun fußt diese „asketische Unparteilichkeit“ (Steiner, 1990: 159) des poststrukturalistisch-dekonstruktiven (Geschichts-)Wissenschaftsverständnisses auf Postulaten wie dem Jacques Derridas, demzufolge es „keine Sache selbst“, kein „Außen des Texts“ (zit. nach Werber, o.J.) gebe.

Das Theorem vom Primat des Textes vor dem Sein ist herleitbar aus jüdischem Schriftverständnis (Pfestroff, 1997: 82f.) und lässt sich jenem „messianische[n] Ton in der Philosophie“ zuordnen, der zu Beginn des 20. Jahrhunderts „hörbar“ wurde und „Anfang des 21. Jahrhunderts noch nicht ganz verklungen ist“ (S. 1). Neben Giorgio Agamben und Emmanuel Levinas gehört Derrida zu jenen Denkern, welche „das messianische Erbe der deutsch-jüdischen Autoren aus dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts bis zur Schwelle des 21. Jahrhunderts getragen haben“ (S. 415). Derrida reklamiert für sich recht kryptisch das „Messianische ohne Messianismus“ (S. 23).

Um die Rekonstruktion der „Funktionsgeschichte“ (S. 15) des – säkularisierten notabene – messianischen Denkens zwischen 1900 und dem Anbruch der Diktatur Hitlers geht es Elke Dubbels in ihrem nicht genug zu lobenden Buch, das Werke von Walter Benjamin, Ernst Bloch, Hermann Broch, Martin Buber, Gustav Landauer, Franz Rosenzweig und Gershom Scholem einer hochgebildeten Untersuchung zuführt. Fassbar wird, in welchem Maße und auf welchen Feldern der Moderne messianische Gehalte geistesgeschichtsmächtig wurden, und zwar primär im „Sprachdenken“ und im theologisch-politischen Denken. Messianismen (der Plural wäre der Vielfalt der Ausprägungen angemessen) kondensierten sich sowohl in universalistischen als auch in sozialistischen (anarchistischen) und zionistischen Visionen und Programmen. Nicht zuletzt gab die zwischen Skepsis und Mystik angesiedelte Sprachtheorie der deutsch-jüdischen Gelehrten dem Modernisierungsprozess bedeutende Impulse. Von Dubbels ist auch zu erfahren, wie sehr esoterisch-kabbalistische (z.B. bei Walter Benjamin) und/oder apokalyptische Motive (z.B. bei Ernst Bloch) in die Theoriebildung einfließen.

Wenngleich die Autorin den Leser nicht von den in der Materie selbst liegenden Schwierigkeiten entlasten kann, lässt doch die prägnante Eleganz ihrer Diktion das Lesen nie zur Mühsal werden. Elke Dubbels' vorzügliche Studie hat das Thema Messianismus und Moderne der Klärung erheblich näher gebracht. (FS)

4 Kursiv im Original.

Literatur

- Hövelmann, G.H. (2010). Editorial. Historische Fallstudien zur Anomalistik. *Zeitschrift für Anomalistik*, 10, 202-236.
- Pfestroff, C. (1997). *Verkörperungen: Soteriologische Fragmente bei Jean-François Lyotard*. Diplomarbeit (unveröffentlicht). Bonn: Katholisch-Theologische Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität.
- Steiner, G. (1990). *Von realer Gegenwart. Hat unser Sprechen Inhalt?* Mit einem Nachwort von Botho Strauß. München: Carl Hanser.
- Werber, N. (o.J.). *Mit dem Text gegen den Text*. <http://homepage.ruhr-uni-bochum.de/niels.werber/Derrida.html> [Zugriff 9.9.2012].

Roland Roth

Von Space-Schnaps und Wurmlöchern. Wörterbuch für Hobby-Raumfahrer

Groß-Gerau: Ancient Mail Verlag Werner Betz, 2011

ISBN: 978-3-935910-86-6, 81 Seiten, € 8,90

Wer die Verlagsankündigung ernst nimmt, wonach dieses Büchlein „[e]in nicht ganz ernst zu nehmendes Wörterbuch“ sei, wer mithin von dieser Ausgabe nicht viel erwartet, der erhält, was er erwartet. Er wird folglich nicht enttäuscht. Und das ist ja auch schon etwas. Noch besser wird's freilich nicht.

Um ein Nachschlagewerk handele es sich, lesen wir, „das im grauen Alltag zum Schmunzeln anregen soll. Dabei finden sich Nonsens-Sprüche und völlig aus der Luft gegriffene Worterklärungen für durchaus etablierte astronomische und astronautische Begriffe.“ Etliche professionelle Cartoons offenbar unterschiedlicher Urheberschaft, bei denen es, wie es heißt, ebenfalls „nicht immer seriös zugeht“, ergänzen die nicht selten eher bemühten als witzigen oder wenigstens subversiven lexikalischen Einträge. Hinzu kommt ein mehrseitiger „Astronauten-Eignungstest der NASA“. Was aber ist mit denjenigen, die gar keinen „grauen Alltag“ haben? Denen es vielleicht nur im Alltag graut? Etwa wegen eines „nicht ganz ernst zu nehmenden Wörterbuchs“?

Unverkennbar hat der Autor Roland Roth, bekannt als Herausgeber populärer Paläo-SETI-Magazine, sich die eine oder andere Anregung bei Ambrose Bierces' grandiosem *Wörterbuch des Teufels* geholt, und das ist ja auch ganz legitim, doch kommt er der brillanten Bösartigkeit dieses Vorbildes zu keiner Zeit auch nur nahe. Sicher, Roth ist um Witzigkeit bemüht, aber dass der Leser eben dieses Bemühen bemerkt, ist Teil des Problems.

So ist Roland Roths Wörterbuch dann doch nur eines aus der Abteilung „Bücher, die die Welt nicht braucht (die ihr aber auch nicht schaden)“. Im letztgenannten Sinne, und nur in diesem, ist es legitim, am vorliegenden Bändchen wenigstens Gefallen zu finden. Mit Vergnügen wird es schon schwieriger. Und der im Vorwort versprochene „bissige und hintergründige Humor“ (S. 5)? Na ja, selbst ein Gefühl auch nur hartnäckigen Belustigtseins will sich nicht so recht einstellen. Und den charakteristisch „lustigen“ selbstreferentiellen Eintrag unter dem Namen des Buchautors („Roth, Roland: Verfasser eines zweifelhaften Raumfahrerlexikons, das in vier Sternenquadranten indiziert wurde. Auf die Ergreifung des flüchtigen Schwerverbrechers wurde eine Belohnung ausgesetzt“ – S. 30) wird wohl allenfalls derjenige zum Schenkelklopfen finden, der dem titelgebenden Space-Schnaps schon reichlich zugesprochen hat. (GHH)

Stephen J. Pyne

How the Canyon Became Grand: A Short History

Harmondsworth & New York: Viking Penguin, 1998

ISBN: 0-670-88110-4, 201 Seiten, \$ 24,95

Das hier angezeigte Buch ist bereits 14 Jahre alt, in den Vereinigten Staaten aber immer noch lieferbar; jedenfalls habe ich es erst im Sommer 2012 in einer Buchhandlung in Raleigh, North Carolina, erstanden. Eine so lange Vorrätigkeit spricht dafür, dass dieses Buch vielleicht nicht ganz die Aufmerksamkeit gefunden hat, von der ich beim Kauf vorab vermutete und nach der Lektüre fest überzeugt bin, dass es sie verdient.

Die handliche, sehr gut, manchmal gar spannend lesbare Studie des Historikers Stephen J. Pyne, dessen Arbeitsschwerpunkte auf der Kulturgeschichte von nur auf den ersten Blick disparaten Themen wie der der inneramerikanischen Forschungs- und Entdeckungsreisen, des sich entwickelnden Umweltbewusstseins und der Waldbrandbekämpfung liegt, verfolgt, kurz gesagt, die *Kulturgeschichte eines Naturobjekts*: der einzigartigen geologischen Struktur im US-Bundesstaat Arizona, die wir als Grand Canyon kennen. Faszinierend ist diese Geschichte insofern als sie über vielerlei historische Stationen penibel nachzeichnet, wie – und unter welchen geographisch-geologischen, militär- und reisestrategischen, politischen und letztlich touristischen Einflüssen – dieses außerordentlich eindrucksvolle Schluchtensystem sich von einem lästigen, über Jahrhunderte hinweg aber weitgehend unbeachtet gebliebenen natürlichen Gegenstand, der zunächst nur dadurch auffiel, dass er im Wege war und die Weiterreise behinderte, zusehends zunächst zu einem kulturellen Objekt und dann sogar zu einem beinahe konkurrenzlosen nationalen Symbol, ähnlich den Niagarafällen, entwickelt hat.

Dabei legen Autor und Buch vielerlei beachtliche Qualitäten an den Tag, die immer wieder aufs Neue in der bisweilen selbst verwunderten Feststellung kulminieren, dass und wie

ein Naturgegenstand von solcher Unbeschreiblichkeit⁵ nicht mehr länger „nur natürlich“ ist, sobald er das Interesse des Menschen weckt, und sei es zunächst bloß als ein Hindernis. Einmal zum Teil eines (dann über Jahrzehnte vornehmlich auch wissenschaftlichen, nämlich geologischen) Handlungskontextes und damit zu einem kulturellen Gegenstand geworden, veränderte dieses natürliche Objekt seinen Charakter so stark, dass es alsbald gar zur Identifikationsvorlage einer ganzen Nation avancierte. Tendenziell, wenn auch nicht notwendiger Weise in vergleichbarem Ausmaß, müssten die partikularen Einsichten, die Pyne von seiner eindrucksvollen Studie davonträgt und für seine Leser nachvollziehbar macht, auch auf die Befassung mit ausgewählten anderen natürlichen Objekten übertragbar sein.

Letztlich entscheidend für die schon begriffliche Auszeichnung dieser grandiosen Schlucht zum „Grand Canyon“ und ihre allmähliche Erhebung zu einem nationalen Symbol der Vereinigten Staaten waren vor allem die Jahre um 1928. Neben verkehrstechnischen, siedlungspolitischen und später dann nicht zuletzt auch touristischen Gesichtspunkten waren besonders die sich entwickelnden geologischen Wissenschaften mit ihren diversen Begleit- und Nachbardisziplinen an dieser Entwicklung maßgeblich beteiligt – Disziplinen, die sich in eben jenen Jahren selbst in Umbruchsituationen wiederfanden: Einerseits hatte ihre enorm aufwendige, Jahrzehnte in Anspruch nehmende Erforschung gerade des Grand Canyon, die eben 1928 abgeschlossen war, demonstriert, dass man sich an der vordersten Front dieser Wissenschaft bewegte und mit demonstrierbarem Erfolg die fortschrittlichsten Verfahren zum Einsatz brachte; ja, gerade für die Weiterentwicklung eines geologischen Methoden- und Beschreibungsinventars waren diese Arbeiten wesentlich gewesen. Andererseits war 1928 auch eben jenes Jahr, in dem die Amerikanische Geologische Gesellschaft die *Proceeding* zu einem Symposium veröffentlichte, bei dem sie Alfred Wegeners Theorie der Kontinentalverschiebung als „*not only untrue, but also unnecessary*“ (S. 131) zurückwies.

Stephen Pynes Buch über die Kulturgeschichte eines ganz exzeptionellen Naturobjekts gewährt vielfältigere (und durchaus auch ganz andere, gerade für anomalistische Kontexte erhellende) Einsichten als man ihm vorab zugetraut haben mag. Und Besseres lässt sich über ein Buch kaum sagen. (GHH)

5 Und man bedenke: An etlichen Stellen nimmt man dieses gigantische Schluchtensystem überhaupt erst dann wahr, wenn man bereits an seinem Rand steht und unmittelbar in die Tiefe schaut – ein riesenhafter Naturgegenstand, der problemlos vom Mond aus sichtbar ist, von einem Wanderer oder Reiter aber bisweilen aus einer Entfernung von nur einigen Dutzend Metern nicht wahrgenommen werden kann!

Mona Körte

Die Uneinholbarkeit des Verfolgten. Der ewige Jude in der literarischen Phantastik

(Schriftenreihe des Zentrums für Antisemitismusforschung, Band 6)

Frankfurt/M. & New York: Campus, 2000

ISBN: 3-593-36452-2, 347 Seiten

Die göttliche Rachsucht ist und bleibt erschreckend. Und sie währet ewiglich. – Der verurteilte Christus wird durch Jerusalem nach Golgatha getrieben. Vor dem Haus des Schusters will er ausruhen, was dieser entschieden verhindert. Seine Strafe ist furchtbar. Christus verfügt („Ich werde ruhen, du aber sollst gehen, bis ich wiederkomme!“), dass der mitleidlose Schuster bis in alle Ewigkeit ruhelos umherwandern muss, zudem mit einem gnadenlos zuverlässigen Gedächtnis gestraft. Nicht länger als drei Tage darf er sich an einem Ort aufhalten. Zweitausend Jahre später kennt der Schuster Ahasver alles; alles hat er schon erlebt, an alles kann er sich erinnern; nichts vermag ihn noch zu überraschen, nichts ihn zu erfreuen.

Der „Ewige Jude“ ist ein europäischer Mythos, der uns bereits in vielerlei Gestalt begegnet ist. Eine erste motivliche Bündelung der Legende, an die sich über die folgenden Jahrhunderte zahllose literarische Ausgestaltungen – historisierende Darstellungen, vor allem aber Schauer-, okkulte und groteske Romane – wie an einen praxistauglichen Leitfaden mehr oder (meist) weniger eng angelehnt haben, stammt bereits aus dem Jahr 1602 (*Kurtze Beschreibung und Erzehlung von einem Juden mit Namen Ahasverus*). Als Ahasver, als Ewiger Jude, als „Juif Errant“ (siehe Abb. 1) oder „Wandering Jew“ zieht er durch die Weltgeschichte und durch die Jahrhunderte, bisweilen in stark gewandelter, allegorischer Form, stets aber mit nur kurzfristigem Ziel, nirgends verweilen und bisherige Stationen und Erlebnisse nicht mehr vergessen könnend.

Wie sich dieses vielgestaltige Motiv in literarischen Texten konkretisiert, veranschaulicht die Literaturwissenschaftlerin Mona Körte im vorliegenden, bereits im Jahr 2000 erschienenen, leider nur noch antiquarisch greifbaren, aber sehr lesenswerten Buch anhand von überwiegend vergleichsweise jungen literarischen Beispielen aus dem 19. und 20. Jahrhundert. So begegnen wir Ahasver, dem „uneinholbar Verfolgten“, unter anderem in Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, Jean Potockis *Handschrift von Saragossa*, E.T.A. Hoffmanns *Elixieren des Teufels*, Charles Maturins *Melmoth the Wanderer*, Gustav Meyrinks *Das grüne Gesicht*, Leo Perutz' *Marques de Bolibar* und etlichen weiteren Werken der Welt- und der trivialen Literatur.



Abb. 1: Tarot-Karte „Le juif-errant“ – der ewige Jude (Slg. d. Rezensenten)

Mona Körtes Arbeit ist eine in erster Linie gattungsgeschichtliche Untersuchung, die nicht zuletzt auch deshalb ein besonderes Gewicht auf die Verwendung des Ahasver-Motivs in der okkult motivierten oder phantastischen Literatur legt. Ihre Untersuchung ist in vielerlei Hinsicht überaus aufschlussreich und entsprechend nicht nur für Literaturhistoriker, sondern im besonderen für Liebhaber prominenter Zeugnisse dieser literarischen Gattungen ein ausgesprochener Gewinn.

Möchte man an diesem interessanten Buch partout Kritik üben, könnte man sicherlich darauf verweisen, dass nicht immer ganz ersichtlich ist, ob die Identifikation einer Ahasver-Figur erst von der Verfasserin vorgenommen wird oder bereits den ursprünglichen Autoren geschuldet ist. Ein wenig bedauerlich ist zudem, dass Frau Körte, die Leo Perutz' Ahasver-Darstellung *Marques de Bolibar* ein eigenes Kapitel widmet, Perutz' ganz unverdientermaßen fast unbekannt gebliebenen Freund Oswald Levett vollständig ignoriert, der in seinem wunderbaren kleinen Roman *Verirrt in den Zeiten* (Levett, 1933)⁶ seinen Protagonisten, der erst nach und nach als Ahasver-Figur oder – wie Mona Körte angesichts der vielen verschiedenen Umsetzungsvarianten des Motivs wohl lieber, aber weniger konturenscharf sagen würde – als „ahasverische Gestalt“ erkennbar wird, in der Zeit rückwärts reisen lässt und ihr damit eine weitere Wendung gibt, die dem „Ewigen Juden“ seine Ausweglosigkeit nicht nimmt, sondern sie durch zeitliche Zurücksetzung und Wiederholung zusätzlich verfinstert. „Der Mann behauptete“, so beschreibt ihn Levett, „er stamme aus dem 19. Jahrhundert, habe in dieser Zeit gelebt bis zum Jahre 1906 und sei nun zurückversetzt worden. Des Dreißigjährigen Krieges Dauer und Ausgang und alle großen Weltbegebenheiten sagte er aufs genaueste voraus. Auch baute er Maschinen, die mächtige Wunder wirkten. Rätselhaft wie sein Erscheinen war sein Ende und grauenvoll.“ (GHH)

Literatur

- Lang, J. (2012). Erzählstrukturen und Motive der fantastischen und Science-Fiction-Literatur in Oswald Levetts *Verirrt in den Zeiten*. *Quarber Merkur*, Nr. 113, 9-92.
- Levett, O. (1933). *Verirrt in den Zeiten*. Wien: Fiba Verlag [Nachdruck Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1986].
- Lüth, R. (1986). Rezension: *Verirrt in den Zeiten* [O. Levett]. *Quarber Merkur*, Nr. 66, 72-75.
- Winthrop-Young, G. (2001). Am Rande der Uchronie: Oswald Levetts *Verirrt in den Zeiten* und die Frühphase der *alternate history*. *Modern Austrian Literature*, 34, (3-4), 21-43.

6 Auch Sekundärliteratur zu Levetts kleinem Roman gibt es vorwiegend erst aus der jüngeren Zeit, vgl. Lüth (1986), Winthrop-Young (2001) sowie, ganz aktuell, Lang (2012).